

WISSEN

ÖKONOMIE DER GEFÜHLE Was tun, damit es allen besser geht?

Der renommierte Wirtschaftswissenschaftler Richard Layard hält viele Rezepte bereit.

Die Glücksbilanz des kleinkarierten Gentleman

Von Peter Schallberger

Den VertreterInnen des wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams weht ein rauer Wind entgegen. Sie würden ihre wirklichkeitsfremden Modelle systematisch dazu einsetzen, die von wirtschaftlichen Sonderinteressen geleiteten Forderungen nach einer Redimensionierung des Wohlfahrtsstaats und nach dem Abbau des Service Public ideologisch zu untermauern – sagen etwa die GlobalisierungskritikerInnen. Vollkommen anders gelagert ist die Kritik, der sich Mainstream-ÖkonomInnen innerhalb ihres eigenen Faches ausgesetzt sehen.

Da hat sich nämlich vor kurzem ein Grüppchen kritischer Geister formiert, das die Schlüsselfigur der mathematischen Theoriebildung in der Ökonomie, den so genannten Homo oeconomicus, kurzerhand vom Sockel kippen will. Zwar hat bisher kaum je ein Ökonom behauptet, das Handeln dieses Homo oeconomicus sei in irgendeiner Weise dem Handeln oder gar der Psychologie realer Menschen nachgebildet: Indem man ökonomische Akteure behandle, *als ob* es sich bei diesen um streng rational agierende Nutzenmaximierer handle, werde eine mathematische Hypothesen- und Theoriebildung überhaupt erst möglich. Doch um methodologische Spitzfindigkeiten dieser Art scheren sich die Mitglieder des aufmüppigen Grüpp-

chens, zu dem auch einige Zürcher Ökonomen gehören, wenig. Ihre aufklärerische Mission erblicken sie darin, die Ökonomie mit einem realistischeren Menschenbild auszustatten. Sie stützen sich dabei auf die im Trend liegenden Erkenntnisse der experimentellen Psychologie sowie der Gen- und Hirnforschung.

Unter dem Titel «Die glückliche Gesellschaft. Kurswechsel für Politik und Wirtschaft» liegt nun ein Buch vor, das den Denk- und Argumentationsstil dieser Psycho- und BioökonomInnen vorzüglich dokumentiert. Sein Verfasser ist der englische Ökonom Lord Richard Layard, Professor an der London School of Economics, einer der renommiertesten wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsstätten weltweit. Das äusserst elegant verfasste Buch belegt vor allem eines: Das Denken der psychologischen Abweichter in der Ökonomie ist von frapperender Schlichtheit.

Alle künftige Politik habe sich, so Layard, nicht mehr an der Mehrung des Bruttosozialprodukts, sondern an derjenigen des menschlichen Glücks auszurichten. Das habe der englische Philosoph Jeremy Bentham zwar schon im 18. Jahrhundert gefordert. Doch dank der modernen Hirnforschung wüssten wir heute, dass es so etwas wie Glück tatsächlich gebe. Die Politik der Zukunft habe nun allerdings nicht nur die Befunde der Hirnforschung, sondern auch die neuesten psychologischen Erkenntnisse

über das Wesen des Menschen in Rechnung zu stellen.

Das funktioniert dann beispielsweise so: Eine unter Studierenden der Harvard University durchgeführte Befragung führte zu dem Ergebnis, dass «der Mensch» eine Welt, in der er selber 50 000 Dollar verdient, die anderen Menschen hingegen nur 25 000 Dollar, einer Welt vorzieht, in welcher er selber zwar 100 000 Dollar verdient, die anderen hingegen weitaus mehr, nämlich 250 000 Dollar. Entscheidend für das Glück «des Menschen» sei also nicht

Der wichtigste Glücksfaktor: ein wohlgeordnetes Familienleben.

sein absolutes, sondern sein relatives Einkommen. Hieraus folgt, dass der Mensch von Natur aus neidisch ist – respektive unglücklich, wenn er weniger hat als die andern. Wenn die Politik nun das Glück der Menschen mehren will, muss sie – selbstverständlich unter Berücksichtigung negativer Anreizeffekte – mittels Steuern dafür sorgen, dass in

der Gesellschaft keine allzu grossen Einkommensunterschiede bestehen.

Für Umverteilung und besonders für die Besteuerung von Luxusgütern spricht ein weiteres Charakteristikum des menschlichen Wesens: Es ist süchtig nach Geld. Indes beweist eine international durchgeführte Glücksstudie, dass einem Menschen mit einem Einkommen von 20 000 Dollar jeder weitere eingenommene Dollar kein weiteres Glück mehr beschert. Es gilt das Gesetz des abnehmenden Grenzglücks: Dem armen Menschen verschafft ein zusätzlicher Dollar mehr zusätzliches Glück als dem reichen Menschen. Hieraus folgt erneut: Die Glücksbilanz der Menschheit fällt positiv aus, wenn man dem reichen Menschen ein paar Dollar wegnimmt und sie dem armen Menschen gibt. Klingt irgendwie logisch. Des Weiteren besitzt der Mensch die Eigenschaft, sich gegenüber Menschen, die ihm vertraut sind, weniger kriminell, kooperativer und freundlicher zu verhalten, als gegenüber fremden Menschen. Hieraus folgt: Wir brauchen eine Politik, die alle Formen der Mobilität, der Migration, der kulturellen, ethnischen und sozialen Durchmischung strikt unterbindet. Klingt ebenfalls logisch – oder etwa nicht?

Layards «auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basierende Vision eines besseren Lebens» liegt folgendes Strickmuster zugrunde: Man leite aus irgendwelchen Befragungen und psychologi-

schen Experimenten irgendwelche Wesensmerkmale des Menschen her. Und aus diesen wiederum leite man just diejenigen politischen Forderungen ab, die einem bereits vor dem ganzen Exerzium irgendwie sympathisch waren. Gelegentlich entsprechen diese dem Geist von New Labour – dann beispielsweise, wenn Layard ausführlich die Vorzüge einer aktivierenden Sozialpolitik lobt.

Über weite Strecken entstammen sie freilich dem Alltagsdenken und der Alltagsmoral eines ziemlich sozialromantisch und kleinkariert argumentierenden englischen Gentlemans. Nicht das Geld sei der wichtigste Glücksfaktor im Leben des Menschen, sondern ein intaktes und wohlgeordnetes Familienleben. So ist denn – logischerweise – alles schlimmer, was dieses gefährdet: das Fernsehen, das die Kinder gewalttätig macht und die Erwachsenen zu Seitensprüngen animiert; die Jugendkultur, die den Gemeinsinn gefährdet, indem sie den Kids schlechte Manieren beibringt und sie zu Hedonismus verführt; flexibilisierte Arbeitsverhältnisse, weil sie Familien und Nachbarschaften auseinander reisst (wohingegen flexible Löhne gut sind) und so weiter.

Nach der Lektüre dieses Buches stellt sich unweigerlich die Frage: Was macht den Menschen nun eigentlich glücklicher? Die küchenpsychologischen Weisheiten jener ÖkonomInnen, die ihm mittels der eingefärbten Bildchen der Hirnforschung und einer Vielzahl hübscher psychologischer Experimente das Wesen des Menschen und einer «guten Gesellschaft» zu erklären versuchen? Oder vielleicht doch eher die schlichte Ästhetik der mathematischen Modelle, die ihm vom wirtschaftswissenschaftlichen Mainstream angeboten werden? Gewiss wird uns die Hirnforschung demnächst auch diese Frage beantworten.

RICHARD LAYARD: «Die glückliche Gesellschaft. Kurswechsel für Politik und Wirtschaft». Aus dem Englischen von Jürgen Neubauer. Campus Verlag, Frankfurt am Main 2005. 324 Seiten, Fr. 34.90.